



ANN TATLOCK
DAS HAUS
AM RANDE
DER ZEIT

ROMAN



BRUNNEN

Ann Tatlock

*Das Haus am Rande
der Zeit*

Roman

Deutsch von Renate Hübsch

 **BRUNNEN**
Verlag GmbH · Giessen

Titel der amerikanischen Originalausgabe:
Once Beyond a Time
Copyright © 2014 by Ann Tatlock
Originalausgabe bei Heritage Beacon Fiction,
einem Imprint von Lighthouse Publishing of the Carolinas
2333 Barton Oaks Dr., Raleigh, NC, 27614, USA

Bibelzitate folgen, wo nicht anders angegeben, der **Lutherbibel**,
revidierter Text 1984, durchgesehene Ausgabe,
© 1999 Deutsche Bibelgesellschaft, Stuttgart.



© der deutschsprachigen Ausgabe:
2016 Brunnen Verlag Gießen
Lektorat: Konstanze von der Pahlen
Umschlagfotos: shutterstock
Umschlaggestaltung: Jonathan Maul
Satz: Uhl + Massopust, Aalen
Druck: Hubert & Co., Göttingen
ISBN Buch 978-3-7655-0959-9
ISBN E-Book 978-3-7655-7446-7

www.brunnen-verlag.de



13

Meg

Mittwoch, 17. Juli 1968

Wohin ist es bloß mit der Welt gekommen? Im April wurde Martin Luther King erschossen, letzten Monat Bobby Kennedy. Collegestudenten sind zu sehr damit beschäftigt, gegen den Krieg zu protestieren, um zu ihren Vorlesungen zu gehen. Neger sind zu sehr damit beschäftigt, Städte in Brand zu setzen, um sich noch weiter friedlich für ihre Rechte einzusetzen. Hippies nehmen einen LSD-Drink nach dem anderen, bis es dann einmal einer zu viel ist. Und jetzt melden die Nachrichten schon wieder, dass ein Flug nach Miami entführt wurde und in Kuba endete. Man kann heute noch nicht mal ein Flugzeug besteigen, ohne sich fragen zu müssen, ob man am Ende in Havanna landet.

Ich sehe nicht gern Nachrichten. Es passiert überhaupt nichts Gutes mehr in der Welt. Am schlimmsten ist es natürlich, wenn sie die Opferzahlen aus Vietnam melden. Ich will diese Zahlen nicht hören, und ich will auch nicht darüber nachdenken. Warum können wir nicht einfach unsere Truppen abziehen? Das ist ein Kampf, den nicht wir führen sollten. Nach all den Jahren mit unnötigen Toten sind wir einer Lösung dort unten keinen Schritt näher als damals, als wir angekommen sind. Es heißt, die Pariser Friedensgespräche gäben Grund zur Hoffnung, aber mir erscheint das alles wie sinnloses Gerede. Das sind doch alles nur hohle Phrasen.

„Sollen wir ausmachen?“, fragt Patrick.

„Ja, ich hab genug gehört“, sage ich.

Linda geht zum Fernseher und schaltet sich durch die Sender. „Ich will sehen, was sonst noch läuft.“

Es ist spät. Wir sollten zu Bett gehen. Digger schläft schon seit Stunden. Aber Linda hat jetzt irgendeine Show gefunden und das zieht sie zurück aufs Sofa. Patrick verkriecht sich in seinem Lesesessel, der auch im Wohnzimmer steht. Er liest – zum wiederholten Mal – die Predigten von Spurgeon. Er kann das alte Leben anscheinend nicht hinter sich lassen.

Seit drei Tagen ist er nun Gebrauchtwagenverkäufer. Wenn er heimkommt, sieht er erschöpft aus und riecht nach Tabakqualm. Er sagt, Ike Kerly sei Kettenraucher und stecke sich am Stummel der letzten schon die nächste Zigarette an. Patrick ist der Einzige im ganzen Autohaus, der sich nicht mit großen Mengen Nikotin für den Job rüstet.

Aber er beklagt sich nicht. Nicht über die Zigaretten und auch nicht über den Job. Er sagt überhaupt nicht viel. Wie es aussieht, wird er einfach tun, was er tun muss, um die Familie über Wasser zu halten.

Linda gähnt und rekelte sich; ihr großer, schlanker Körper ist so lang wie das ganze Sofa. Sie trägt dieses Babydoll-Nachthemd und ihren hauchdünnen Bademantel, die jeden Zentimeter ihrer langen, gebräunten Gliedmaßen enthüllen. Ihr blondes Haar hat sie lose auf rosa Lockenwickler gewickelt; auf den nackten, gepflegten Füßen glänzt dunkelroter Nagellack. Sie gibt sich wirklich alle Mühe, sich in ein Kunstwerk aus Fleisch und Blut zu verwandeln. Sie glaubt, das ist die Eintrittskarte ins Paradies. Alle hübschen Mädchen glauben das, oder? Es wird noch ein paar Jahre dauern, bevor sie lernt: Man kann auf den Schönheitszug aufspringen und bis zur Endstation fahren und dann doch nicht im Paradies landen.

Mich überrascht, dass sie so gnädig ist, überhaupt in ein und

demselben Raum mit ihrem Vater und mit mir zu sein – wir sind ja schließlich die ältere, nicht vertrauenswürdige, spießige Generation. Wir sind die, die nicht wissen, was es heißt, jung zu sein, als seien wir nie selbst jung gewesen. Aber sie ist ja auch nicht hier im Raum, weil sie mit uns zusammen sein will; sie ist hier, weil sie fernsehen will – der Fernseher gehört zu den wenigen Sachen, die wir aus Pennsylvania mitgebracht haben. Der Empfang ist hier grässlich – Patrick und Steve haben den ganzen Sonntagnachmittag versucht, eine Dachantenne zu installieren; aber man muss die Zimmerantenne immer noch im ganzen Raum hin und her drehen und schwenken, bis auf dem Bildschirm überhaupt eine Schwarz-Weiß-Welt zu erkennen ist.

Ich weiß nicht, was Linda da sieht. Irgendwas mit eingespielten Lachern. Aber Linda lacht nicht. Vermutlich würde man sie derzeit selbst dann nicht zum Lachen bringen, wenn ihr Leben davon abhinge. Sie ist viel zu zornig und sie will, dass ihr Vater und ich das mitkriegen. Ein Lachen würde einen Riss in ihre perfekt zur Schau getragene Verdrießlichkeit reißen. Das ver-hüte der Himmel!

Gott sei Dank fängt sie am Samstag mit ihrem Job in der Eisdiele an. Dann kommt sie unter Leute und das wird ihr gut-tun. Und sie kommt aus dem Haus und das wird mir guttun. Es gab Zeiten, in denen ich nichts lieber tat, als mit ihr Zeit zu verbringen. Aber die Zeiten sind vorbei und jetzt sind wir drei – Patrick, Linda und ich – nicht mehr die, die wir einmal waren. Wie eine ganz neue Besetzung für das Stück, das gespielt wird. Und keiner weiß, was er darin soll.

Ich schließe die Augen, lehne den Kopf an die Stuhllehne, lausche dem Geleiere aus dem Fernseher. Ich spüre, wie ich wegdämmere, mein Atem geht langsam und gleichmäßig. Ich schlafe nicht, aber ich bin auch nicht ganz wach. Ich höre das eingespielte Gelächter ebenso wie das Geräusch, wenn Patrick

beim Lesen eine Seite umblättert. Ich weiß, ich sollte ins Bett gehen, aber ich kann mich nicht aufraffen, bis ich schließlich mitkriege, dass Linda aufsteht und durchs Zimmer geht, um den Fernseher auszuschalten. Die plötzliche Stille weckt mich. Ich öffne die Augen und sehe Linda, die sich bückt, um das Programmheft aufzuheben, dass ihr heruntergefallen war.

Ich muss wirklich nach oben gehen. Ich frage mich, wie spät es wohl ist, rapple mich aus meinem Stuhl auf und drehe mich um, um Patrick gute Nacht zu sagen. Aber bevor ich ein Wort herausbringe, verschlägt es mir den Atem: In dem kleinen Flur zwischen Wohnzimmer und Küche stehen zwei Gestalten. Ich schnappe nach Luft, mir schwirrt der Kopf und mein Verstand überschlägt sich in dem fieberhaften Bemühen zu erklären, was ich da sehe. Es sind zwei Fremde in unserem Haus, und ich habe sie nicht hereinkommen hören. Da waren keine Schritte in der Küche oder das Knarren vom Öffnen einer Tür. Aber da sind sie. Linda und Patrick sehen sie auch. Patrick, der als Einziger noch saß, erhebt sich langsam und etliche Sekunden stehen wir uns schweigend und kampfbereit gegenüber, wir drei im Wohnzimmer und die beiden da im Flur, wie Wachfiguren in einem Horrorkabinett. Die anderen – eine Frau und ein Junge im Teenageralter – scheinen ebenso perplex und erschrocken wie wir, so als wären wir es, die eigentlich nicht hier sein sollten.

Schließlich ruft Linda: „Austin! Was machst du hier in unserem Haus?“

„In eurem Haus?“, setzt die Frau an, aber Austin unterbricht sie und fährt Linda an: „Hast du eigentlich nie was Richtiges an?“

Ich bin so verwirrt, dass mir schwindlig ist, aber ich höre Patrick fragen: „Linda, kennst du diese Leute?“

Linda dreht sich um und blickt ihren Vater ratlos an. „Na ja, eigentlich nicht, Dad. Austin habe ich neulich gesehen, als er sich hier auf unserem Grundstück herumtrieb, aber ...“

Die Frau kommt einen Schritt auf uns zu und hebt angriffslustig das Kinn. „Das hier ist unser Grund und Boden ...“

„Sei vorsichtig, Mutter“, sagt der Junge und legt ihr schützend den Arm um die Schultern. „Vielleicht sind sie gefährlich.“

„Gefährlich!“, stößt Linda hervor. Eine Hand fliegt hoch und zeigt auf ihren Kopf. „Wenn ich in euer Haus einbrechen wollte, glaubst du, ich würde es mit Lockenwicklern im Haar machen?“

Patrick atmet tief durch. „Jetzt mal ruhig. Ich bin sicher, es handelt sich nur um ein Missverständnis. Warum sagen Sie uns nicht erst einmal, wer Sie sind und was Sie hier wollen?“

Die Frau guckt jetzt so empört drein, als hätte Patrick sie beleidigt. Sie öffnet den Mund, um etwas zu sagen, aber in dem Moment taucht hinter ihnen ein Mann auf. Ich höre den Jungen rufen: „Nein, Dad!“, und dann sehe ich direkt in den Lauf einer Pistole, die auf Patrick gerichtet ist.

Linda und ich stoßen einen Schrei aus und lassen uns zu Boden fallen, ich höre einen Schuss und dann mich selbst rufen: „Patrick, o Gott, Patrick!“ Ich zittere am ganzen Leib und bin halb wahnsinnig vor Angst. Dieser Mann, wer immer er ist, wird uns alle umbringen. Im Bruchteil einer Sekunde denke ich an Digger oben in seinem Zimmer und schicke ein Stoßgebet zum Himmel, dass er am Leben bleibt. Carl schießt mir durch den Sinn, Carl, den ich nie wiedersehen werde, und ich presse mein Gesicht auf den Boden und schreie. Irgendwann wird mir bewusst, dass es still ist im Zimmer und dass, was immer hier auch gerade geschah, vorbei ist.

Ich hebe den Kopf. Die Fremden sind verschwunden. Linda kriecht auf dem Fußboden zu mir, Tränen laufen ihr über die Wangen. Ich richte mich auf den Knien auf und sie fällt mir um den Hals. O ja, ich habe mich danach gesehnt, dich noch einmal in den Armen zu halten, aber nicht so wie jetzt. Nicht aus so einem Anlass. Gemeinsam, als seien wir eine einzige Person, drehen wir uns zu Patrick um, zitternd und voll Angst, welcher

Anblick uns gleich erwartet. Wir knien noch immer am Boden, atemlos, vor Furcht aneinandergedrängt, und rechnen damit, gleich Blut zu sehen – Blut überall und Patricks Körper zusammengesunken über seiner Fußbank.

Aber er steht da, neben dem Sessel, unverletzt. Er kommt zu uns, kniet sich auch hin und umarmt uns.

„Du bist unversehrt“, flüstere ich.

„Ja.“ Er klingt erstaunt.

„Er hat dich nicht getroffen?“

„Nein.“

„Wie kann das sein?“

Linda befreit sich aus der Umarmung und sieht zuerst ihren Vater und dann den leeren Korridor an. „Dad, was war das gerade?“

Patrick schüttelt langsam den Kopf. „Ich kann es dir nicht sagen, Liebling.“

„Wo sind sie hin?“, rätsle ich laut.

„Auch das kann ich nicht sagen“, erwidert Patrick. „Aber ...“ Er runzelt die Stirn und erhebt sich langsam. „Lass mich nur schnell mal was nachsehen.“

Er geht zu seinem Lesesessel – nein, weiter, bis er dahintersteht. Ich habe keine Ahnung, was er da macht. Ich sehe einfach nur stumm zu. Anscheinend studiert er das Bild, das an der Wand hängt. Schließlich streckt er die Arme aus, packt es beim Rahmen und hebt es von dem Nagel, auf dem es schon wer weiß wie lange hängt. Und da, hinter dem Bild, sieht man etwas, das aussieht wie der Einschlag einer Kugel, ein zersplittertes kleines Loch im Holz.

„Jeff hat gesagt, dass es hier spukt“, erinnert Linda uns nachdenklich.

„Wir glauben nicht an Gespenster“, erwidert Patrick.

„Du vielleicht nicht, aber wie erklärst du dir denn, was hier grade passiert ist?“

Patrick wendet seinen Blick von der Wand ab und richtet ihn direkt auf uns. „Ich habe dafür noch keine Erklärung. Aber es muss eine geben und wir werden schon herausfinden, wie sie aussieht.“

14

Patrick

Mittwoch, 17. Juli – Donnerstag, 18. Juli 1968

Ich hänge das Bild zurück an die Wand und dann sehen wir uns alle drei an und fragen uns, was wir jetzt machen sollen. Was tut man, wenn Unerklärliches geschehen ist? Jeder Gedanke daran, einfach zur Tagesordnung überzugehen – Zähneputzen, Licht ausmachen, ins Bett kriechen –, ist lächerlich. Minuten vergehen. Niemand rührt sich, niemand sagt ein Wort. Nur unsere Blicke wandern hin und her, während wir uns weiterhin anstarren und hoffen, dass irgendjemand die Sprache wiederfindet und irgendwie erklären kann, was wir gerade gesehen haben.

Schließlich sagt Linda: „Mir macht das Angst, Dad.“

„Ich weiß“, sage ich. Weil es mich auch in Angst versetzt. Um nicht zu sagen in Panik.

„Vielleicht sollten wir zusehen, dass wir hier wegkommen“, schlägt Meg vor. „Einfach raus hier, versteht ihr?“

Meine Frau und meine Tochter umarmen sich. Das habe ich schon sehr lange nicht mehr gesehen. Sie sehen blass und erschrocken aus und doch ist es ein Anblick, der mein Herz erfreut. „Und wohin?“, frage ich.

„Zu Steve und Donna. Für eine Nacht ginge das bestimmt.“

Ich überlege einen Moment. „Wir sollten nichts überstürzen.“ Noch während ich es sage, frage ich mich schon, warum

ich das tue. Meg spürt das anscheinend auch, ihr fällt die Kinnlade herunter.

„Überstürzen? Du bist gerade von einem Kerl, der aus dem Nichts auftaucht und sich gleich danach in Luft auflöst, fast erschossen worden – und du willst nichts überstürzen?“

Ich überlege noch, was ich antworten soll, als Linda einwirft: „Dad, glaubst du, mit Digger ist alles in Ordnung?“

Digger! Ich spurte zur Treppe, renne hoch, immer zwei Stufen auf einmal nehmend, und stürme den oberen Flur entlang in sein Zimmer. Mein Sohn schläft tief und fest, den Kopf ins Kissen vergraben und mit offenem Mund. Ich nehme ihn auf meinen Arm. Er runzelt die Stirn und protestiert schwach: „Was ist los, Dad?“

Ich gebe ihm einen Kuss auf die Stirn. „Nichts ist los, Digger. Wir schlafen nur heute alle zusammen unten.“

Er fragt nicht, warum, lehnt einfach den Kopf an meine Schulter und schließt die Augen. Als ich ihn unten im Wohnzimmer auf die Couch lege, ist er schon wieder eingeschlafen.

Meg stopft eine Decke um ihn, streichelt seine Wange, sieht mich an. „Und nun?“, fragt sie.

Ich seufze tief. „Ich denke, wir sollten hierbleiben.“

Linda schlägt die Arme um die Brust und fängt an zu weinen. Meg geht zu ihr, nimmt sie fest in die Arme und wirft mir einen zornigen Blick zu. „Patrick, wir sind zu Tode erschrocken und du willst, dass wir hierbleiben? Dieses Haus ist verhext und wir sind vielleicht in Gefahr!“

Am liebsten würde ich auch noch meine Arme um die beiden legen, aber ich weiß, das käme nicht gut an. Ich hebe beschwichtigend die Hände. „Bitte, setzt euch. Ihr braucht keine Angst zu haben.“

Ich muss mich über meine eigenen Worte wundern. Ich kann nicht sagen, warum, aber ich weiß es einfach: Wir sollten bleiben.

Megs Zorn verwandelt sich in Fassungslosigkeit, aber sie kuschelt sich mit Linda in einen der Polstersessel. Die beiden kommen mir vor wie zwei Waisenkinder, die sich in dieser Welt nicht zurechtfinden. Wie sehr ich mir wünsche, ich könnte sie beschützen!

Ich setze mich auch, in meinen Lesesessel, und befeuchte mir die Lippen mit der Zunge. Wie kann ich erwarten, dass sie verstehen, was ich ja selbst nicht verstehe? Ganz ruhig sage ich: „Meg, ich bin ein gläubiger Mensch. Ich glaube nicht an Hexerei und Gespenster.“

Linda bringt es fertig, ein kurzes sarkastisches Lachen herauszuschrauben. Ich weiß, was sie denkt. Ich werde es ignorieren. Meine Hand greift zur Bibel, die auf einem Tischchen liegt, und ich schlage das Buch der Psalmen auf.

„Du glaubst wirklich, du findest da drin eine Antwort, Patrick?“ erkundigt sich Meg. „Du denkst, die Bibel kann all das hier erklären?“

Ich spüre, wie ein Kinnmuskel zuckt. „Zumindest weiß ich, dass ich überall sonst *keine* Antwort finden werde, Meg. Irgendwie müssen die Dinge zusammenpassen. Irgendwo muss es eine Erklärung geben.“

Linda fängt wieder an zu weinen. „Ich will keine Erklärungen“, schluchzt sie. „Ich will einfach hier weg!“

„Liebling“, sage ich, „bitte glaub mir: Uns wird hier nichts passieren.“

„Aber Patrick“, widerspricht Meg, „wie kannst du das sagen? Woher willst du das wissen?“

Ja, woher? Ich weiß nicht, woher ich es weiß, aber eines steht fest: Als ich Digger auf dem Arm die Treppe hinuntergetragen habe, begann die Panik nachzulassen. Und als ich ihn aufs Sofa bettete, erfüllte mich stattdessen eine unerwartete Ruhe. Ich verstehe es auch nicht, aber ich kann es nicht leugnen. Dieses Gefühl reicht zurück an den Tag, an dem ich begriff, dass Gott

mich rief. Es ist dieselbe Art von Gewissheit. Ein Gefühl, als bekäme ich gerade eine zweite Chance. Kann das möglich sein?

„Lass uns einfach versuchen, ein wenig zu schlafen“, sage ich. „Morgen früh können wir dann weiter überlegen, was wir tun sollten.“

„Aber wie? Wo sollen wir denn anfangen, nach einer Erklärung für das zu suchen, was hier passiert ist?“

Darüber muss ich nachdenken. „Zunächst einmal sollten wir vorsichtig sein und es nicht herumerzählen.“

„Ach nee!“, schnaubt Linda. „Wir plaudern überall aus, dass wir fast von Leuten erschossen worden sind, die eigentlich gar nicht da waren? Dann kommt doch sofort jemand, steckt uns alle in die Klappe und wirft den Schlüssel weg!“

Ich nicke und versuche zu lächeln. Ich sehe Meg an. „Ich denke, wir sollten morgen früh mit Donna reden. Sie stammt von hier. Vielleicht weiß sie etwas, das uns weiterbringt.“

Meg schüttelt den Kopf und zieht eine skeptische Miene. „Ich glaube, wenn sie etwas wüsste, hätte sie es uns schon gesagt.“

„Vielleicht.“ Ich zucke die Achseln. „Aber irgendwo müssen wir anfangen.“

Es ist still im Raum. Ich lasse den Blick schweifen und versuche zu ergründen, ob vielleicht plötzlich noch jemand aus dem Nichts auftaucht oder ob es für den Rest der Nacht ruhig bleiben wird. Noch immer spüre ich keine Angst, allenfalls Neugier.

„Und jetzt, Patrick?“

„Versuch zu schlafen.“

„Und du?“

„Ich bleibe wach, lese ein bisschen in der Bibel.“

„Wenn du noch lesen willst, könntest du dann bitte noch ein Weilchen laut lesen?“

„Natürlich.“

Etwas schnürt mir das Herz ein und ich muss erst den Kloß

in der Kehle hinunterschlucken, bevor ich anfangen kann. Ich schaue in die Bibel auf meinem Schoß, auf den Psalm, den ich aufgeschlagen habe. „Der Herr ist mein Licht und mein Heil“, lese ich, „vor wem sollte ich mich fürchten? Der Herr ist die Kraft meines Lebens, vor wem sollte mir grauen ...“

Ich habe den Absatz noch nicht zu Ende gelesen, als Meg und Linda, immer noch eng umschlungen, schon eingeschlafen sind. Als am Morgen die Sonne aufgeht, bin ich immer noch wach. Ich sitze einfach still da, sinniere, staune und bin noch immer merkwürdig furchtlos.